

Babi / Von Elisabeth Sorba

Die sorgfältig in Weiß gekleidete Tante befestigte eine bunte Klapper mit einem schönen rosa Band über dem Bettchen, gerade als Baby drei Tage alt war. Die Tante redete fortwährend und Baby verstand sie nicht.

Babys Mutter lag im großen Bett und war gleichsam entzückt von dem albernen Lallen der Tante, von Baby und von der großen, kugelförmigen Klapper. Babys Kopf war aber von neuen, auf sie einströmenden Eindrücken überfüllt und sie hatte keinen Sinn für die Sensation der Klapper.

Baby wuchs und die Klapper wurde immer kleiner. Möglich, daß es nicht mehr dieselbe Klapper war. Klappern haben meistens die charakteristische Eigenschaft, sich in den ersten Lebensjahren fortwährend zu vermehren. Geringere haben sie eine kurze Lebensdauer und bald verfallen sie dem Nichts. Nach einem Jahr wird der Zubachs an Klappern kleiner, aber der Verbrauch bleibt.

So geschah es, daß Baby nach einem Jahr keine Klapper hatte. Und damals begann sie sich sehr nach einer farbigen, runden schönen Klapper zu sehnen, mit der sie raffen könnte und die dann so komisch klirren würde. Aber nach der Meinung der Erwachsenen war Baby dem Klapperzeitalter entwachsen. Und Baby konnte ihnen nicht erklären, daß sie den Klappern noch gar nicht entwachsen sei, da sie bisher mit ihnen ja gar nicht so richtig spielen konnte. Daß nur die Großen immer um sie herum geräuselt hätten und es jetzt erst an der Zeit wäre, selbständig zu spielen. Gerade jetzt, da auch sie genug stark ist, die Klapper stundenlang zu rütteln.

Baby bekam einen Ball. Je mehr eine Tante sie liebte, desto größer war der Ball, den sie ihr besorgte. Mit den Bällen spielte auch Mutti, sogar Papi fand manchmal Lust mit ihnen zu spielen. Babys Händen entglitten sie immer. Sie verschwand unter dem Bettchen, wohin ihnen Baby nicht nachklettern konnte. Die Erwachsenen hatten meist keine Zeit, die Bälle unter dem Bettchen herauszufischen. Als Babys Hände und Arme schon so groß waren, daß sie sogar unter das Bett kriechen konnte, schenken ihr die Tanten keine Bälle mehr. Sie bekam Puppen. Baby wußte mit ihnen nichts anzufangen. Oft fielen sie zu Boden und ihre Köpfe zerbrachen. Als auch das letzte Püppchen in Trümmer ging, war Baby schon ein recht großes Mädchen und zum ersten Male beweinte und betrauerte sie aus innigstem Herzen ihre Puppe. Inbrünstig sehnte sie das Weihnachtsgeschenk heran.

Weihnachten kamen, aber am Gabentisch fand Baby keine Puppe. Federhalter, Bücher und sonstige Wunder warteten auf sie. Zum Geburtstag besorgte Papi Baby das neueste Gesellschaftsspiel. Es war interessant und lehrreich. Hauptsächlich fanden

das die Erwachsenen. Aber das Mädchen sah ungern am Tisch, am liebsten hätte sie auf dem Teppich mit Puppen gespielt. Die Großen wußten wieder einmal besser, was ein kleines Mädchen gerne tut.

Viele Jahre ging Baby in die Schule und gewann sie nicht lieb. Nach der Schlußprüfung blickte sie aber freundigen Herzens auf die Qualen und Aufregungen der Jahre zurück und erwartete froh und gierig die herannahende Zukunft. Baby mußte damals im Haushalt helfen. Mutti machte sich viel Sorge, daß sie sich bescheiden und doch geschmackvoll kleide, sich gerade halte und ihr Zimmer ordentlich und sauber aufräume. Baby war verzweifelt. Sie erlebte die erste Liebesenttäuschung und sah mit Reid auf ihre jüngere Schwester, die ja keine richtigen Sorgen kannte und an ihrem Federhalter nagte und den Kopf über eine Rechenaufgabe zerbrach, die Baby in einer Minute richtig lösen konnte.

Die Zeit kam, daß Baby sich richtig vermählte. Kaum ein Jahr und sie hatte auch ein Baby. Einige Tage war Mutter-Baby sehr glücklich. Endlich ist das richtige Spielzeug gekommen. Jetzt wird man sie nicht mehr auslachen, niemand wird behaupten, daß dieses Spielzeug zu ihrem Alter nicht passe. Das Spielzeug hat endlich ihr Alter eingeholt. Dieser frohe, aber irrige Gedanke war nicht von langer Dauer. Baby mußte einsehen, daß das kleine Baby kein Spielzeug, sondern ein sehr, sehr ernstes Ding sei.

Baby sah nun viel zu Hause und wachte über die Träume des Kleinen. Inzwischen hatte sie törichte Gedanken. Sie meinte, erst jetzt wäre es schön, die Liebe kennenzulernen, romantisch und erregend. Auf die Hochzeitsreise zu fahren, jetzt, von kindlicher Unbesonnenheit befreit, in reifer Sicherheit neben dem geliebten Mann zu sein. Kurz gesagt, Mutter-Baby hatte viele Gedanken und als Klein-Baby ein Jahr alt war, verschenkte sie alle noch gut erhaltenen Klappern und kaufte dem Kleinen einen schönen, farbigen Ball. Der Mensch vergißt leicht.

Und Baby vergaß noch vieles. Baby erlernte alles zwei Jahre zu spät und vergaß alles zwanzig Jahre zu früh. Bis Baby Großmutter wurde, hat sie alles Notwendige so gut erlernt, alles Ueberflüssige so sehr vergessen, daß sie über die einst schmerzhaften Gefühle, welche Klappern, Bälle, Puppen, Rechenaufgaben, Glück, Liebe, Hochzeitsreise begleiteten, nur mehr lächeln konnte. Mit Dankbarkeit dachte sie an ihre Eltern zurück, die in ihrem Leben alles so schön eingerichtet, geordnet und geregelt hatten und vergaß, daß sie die Spielzeuge just im Moment verlor, als sie ihr Freude zu bereiten begannen. Aber so ist das Leben. Es gibt einem alles zu früh und nimmt ebenfalls zu früh alles weg. Für die letzten dreißig Jahre bleibt dann meistens nichts übrig.

Und Baby legte damals Patienen, damit sie doch ein ihrem Alter entsprechendes Spielzeug habe. —

Sonderbare Ehen

Die Natur schafft in ihrer Launenhaftigkeit oft Formen und Beziehungen in der Tierwelt, die uns sonderbar erscheinen. Die Sprache ist arm zur Kennzeichnung derartiger Erscheinungen der in ihrer Gesetzmäßigkeit so einfachen, aber auch unendlich abwechslungsreichen Natur. Man mag über solche Dinge lachen, dennoch sind sie weder komisch noch grotesk. Sie sind: Natur!

Es gibt viele Tierarten, bei denen das Weibchen größer und stärker als das Männchen ist. Wenn man das hört, muß man unwillkürlich an die hochgewachsene, starke und energiegeliche Frau des Wipplattes denken, die, den Kochöffel hoch schwingend, ihren kleinen, garten und furchtsamen Gatten ermahnt, ihr nicht zu widersprechen. Es gibt sogar auch solche Weibchen in der Tierwelt, die um das Vielfache größer und schwerer als die Männchen sind. Es gibt dafür Beispiele, die unglaublich erscheinen, wenn man ein derartiges Ehepaar nicht gesehen hat. Es überschreitet aber sicherlich nicht die Grenzen der Glaubwürdigkeit und der Vorstellbarkeit, wenn man hört, daß das Weibchen einer tropischen Kreuzspinne, der *Theridion impenabile*, zwölfmal so groß wie das Männchen ist. Auf Menschen angewendet, würde dieser

Maßstab für einen hundertachtzig Zentimeter großen Mann eine Ehegattin von fast zwei- undzwanzig Meter Größe ergeben. Gemeinsame Wege eines solchen Ehepaares wären nur dann möglich, wenn die Frau den Mann mit sich herumtrüge. Modelkünstler und Meister der Kunstgewerbe würden sicher dafür einen richtigen Behälter finden. Ein solcher müßte freilich nicht nur praktisch sein, sondern auch dem Geschmack der Frauen entsprechen. Man kann sich denken, daß damit noch lange nicht alle Probleme erledigt wären, die sich aus derartigen Größenunterschieden ergeben. Man denke nur, welche Aufgaben zum Beispiel nur Baumeister, Tischler und Schneider da zu lösen hätten.

In der Tierwelt gibt es aber Ehen zwischen Riesenfrauen und Zwergmännlein mehr als genug. Und der Gedanke, daß das Weibchen das Männchen oder mehrere Männchen auf sich herumträgt, ist in der Tierwelt in sehr vielen Fällen eine lebendige Wirklichkeit. Auch dafür gibt es Beispiele mehr als genug, insbesondere in der artenreichen Gruppe der niederen Krebsarten.

Dieses alles ist aber noch gar nichts. Man findet in der Tierwelt Weibchen, die Freunde

der allereinfachsten Formeln sind und daher ihre Zwergmännchen an sehr diskreten Stellen ihres Körpers aufbewahren. Sagen wir es ganz offen heraus: im innersten Innern des Geschlechtsapparates selbst. Ein solch fürsorgliches Weibchen ist das Weibchen einer Wurm-art der Meere, der *Bonellia viridis*. Allerdings sind die Gatten einer solchen merkwürdigen Frau nur ein bis zwei Millimeter groß. Sie können sich nicht selbständig ernähren. Dafür sorgt das Weibchen, das mehrere Männchen mit ihren Körpersäften verköstigt. Dafür sind sie aber auch immer an Ort und Stelle, wenn es heißt, für die Erhaltung der Art zu sorgen. Da gibt es keine Seitensprünge und kein Auskneifen. Alles, was die Zwergmännchen an arterhaltendem Stoff ausscheiden, kommt als Gegenleistung für Kost und Quartier der Frau *Bonellia* zugute. Mag man wie immer über diese sonderbaren Männchen denken, sicher ist es, daß sie in höchst zweckdienlicher Weise dem höchsten Ziele der Natur: der Arterhaltung dienen — wenn man auch denen nicht bestimmt kann, die der Meinung sind, daß ein *Bonellia*-Männchen die Verkörperung des Ideals des richtigen Mannes an der richtigen Stelle wäre.

Recht praktisch sind auch die Weibchen in mehreren Sippschaften der niederen Krebs- zum Beispiel in der der *Chondiacanthiden*. Sie reichen zwar in ihrer Fürsorglichkeit nicht an die Frau *Bonellia* heran, aber immerhin räumen sie ihren Männchen an ihrem Körper einen Platz ein, der vom Standpunkte der Arterhaltung recht günstig gelegen ist: in der Nähe der Geschlechtsöffnung.

Daß es eine Anzahl von niederen Krebsarten gibt, bei denen sich die Männchen von den Weibchen — mit denen sie fast unzerreißbaren Bänden für das Leben verbunden sind — herumtragen lassen, ist lange kein Geheimnis mehr. Neuere Forschungen haben aber ergeben, daß

Symbolisch

Man sieht jetzt in vielen Städten Wahltransparente mit den Aufschriften: „Deutschlands Garnisonen — sind Garnisonen des Friedens“, oder „Für den Frieden Europas“.

(Zeitungsnotiz.)

Sie werden von Kapitalisten gespielt und nennen sich: sozial, sie haben die Freiheit gewaltsam erstickt und nennen Gewalt: legal.

Im Arbeitsdienst stehen Tausende stramm, und Tausende sperren sie ein. Sie nennen es: Arbeitsbeschaffungsprogramm; (wer's ihnen nicht glaubt, läßt es sein).

Sie reichen Europa die Friedenshand, und stellen zum Rhein Soldaten. Sie schwören, daß sei nur ein Friedensgarant (mit Bomben und Granaten).

Sie rüsten auf: der Welt zum Wohl, sie brechen Pakte: als Symbol, wenn sie erst hauen und schreien werden, dann läuten die Glocken: „Frieden auf Erden“!
P e t r a

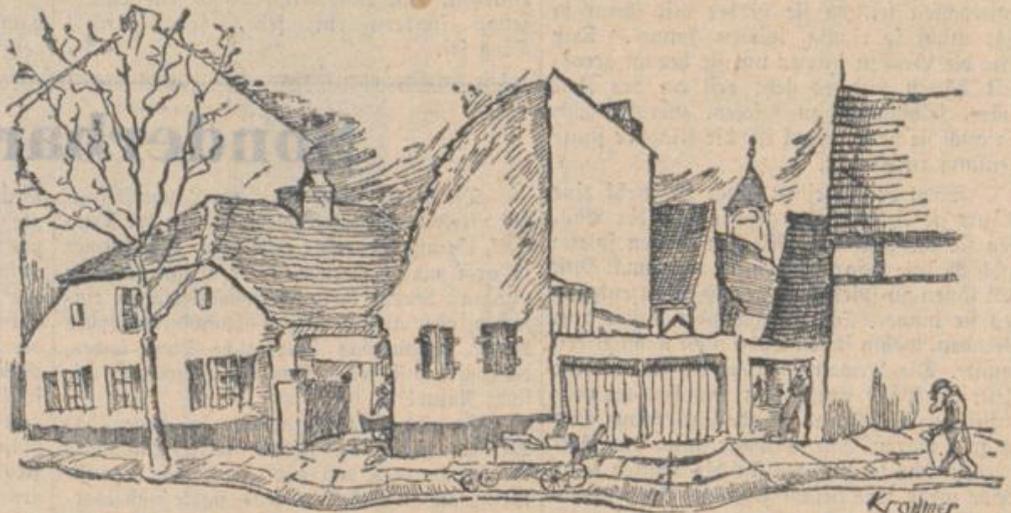
man ähnlichen Familienverhältnissen auch bei den Fischen der Weltmeere begegnet. Sie gehören der Gruppe der *Ceratoideen* an. Als man zuerst einen solchen Fisch, den *Cerattias holboellii* mit an seiner Bauchseite festgewachsenen winzig kleinen Fischchen in den isländischen Gewässern fand, glaubte man, daß es sich da um ein Fischweibchen handelte, das seine Jungbrut in dieser Weise mit sich trägt und beschützt. Erst die nähere Untersuchung ergab es, daß die Fischchen an der Bauchseite Zwergmännchen sind, die mit dem Weibchen eine ähnliche Ehegemeinschaft bilden,

wie die, die bei verschiedenen niederen Krebsarten schon früher bekannt war. Den Gelehrten, die mit dem Forschungsschiff der dänischen Regierung „*Dana*“ in den Jahren 1928—1930 die Erde umsegelt haben, ist es geglückt, eine Anzahl solcher Fischarten aus den Tiefen des Meeres an das Tageslicht zu bringen. Man findet sie in allen Ozeanen, die größte Anzahl an Arten beherbergen aber das Karibische Meer und der Golf von Panama. Die Stellen, wo die Zwergmännchen am Körper des Weibchens angewachsen sind, sind bei den verschiedenen Arten verschieden; man fand Zwergmännchen nicht nur an der Bauchseite des Weibchens festgewachsen, sondern auch auf der Innenseite des Kiemendeckels und sogar auch auf der Nase. Diese Körperstelle hat zum Beispiel das etwa sechs Zentimeter große Weibchen der Fischart *Photocorynus spinipes* seinem Männchen zur Verfügung gestellt. Man kann sich denken, welche erbärmliche, verkümmerte Gestalt ein solches Männchen, das sich auf der Nase seiner Frau herumtragen läßt, haben muß. Es besteht fast nur aus Geschlechtsdrüsen.

Die Biologie dieser Fischarten ist noch nicht geklärt. Wie und wann gelangen die Männchen auf die Bauchseite, auf die Nase oder auf die Innenseite des Kiemendeckels des Weibchens? Warum wählen die verschiedenen Männchen verschiedene Aufenthaltsorte auf dem Körper des Weibchens? Für diese und viele andere Rätsel des geheimnisvollen Lebenslaufes dieser Tiere gibt es noch keine Lösungen, nur Vermutungen. Haben derartige Formen und Beziehungen in der Tierwelt überhaupt einen Sinn? Vielleicht ja, vielleicht auch nicht. Sicher ist es, daß die Natur mit Ueberraschungen nicht geizt für die, die die Mühe nicht scheuen, ihren Geheimnissen nachzuspüren. Man muß freilich auch etwas Forscherglück dabei haben.
T. R.

200 Jahre tschechische Emigranten in Berlin

Im Jahre 1786 empfing der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm den Grafen von Bingen-dorf, dem der Ruf eines wunderlichen Heiligen vorausging. Er betätigte sich als Erneuerer der Brüderrkirche, deren Anhänger, die „Böhmischen Brüder“, vor wenigen Jahrzehnten aus Böhmen hatten emigrieren müssen. Ein Teil hatte sich in Sachsen (Herrenhut) niedergelassen, für den Rest erbat sich Bingen-dorf die Zustimmung des Königs zur Ansiedlung bei Berlin. Der Tulpenhof von Nixdorf wurde in 18 Höfe geteilt und gegen einen jährlichen Zins von 18 Talern und einigen Sand- und Spanndiensten 18 böhmischen Familien zugewiesen. So entstand neben dem deutschen ein böhmisches Nixdorf; als Gemeindevorsteher des böhmischen Nixdorf fungierte Paul Vejsprachtich, Schöffe war Tobias Gu-reckel, unter den Aderwirten sind Namen wie Kloveck, Silhanit, Duschek, Marek, Crudom, Christel vertreten. Bald hatten sich die Böhmen auf dem neuen Boden eingelebt. Wenn auch die Bewohner des deutschen Nixdorf die Zuwanderung dieser Landfremden, durch die langen Zerrfahrten heruntergekommenen Elemente mit gemischten Gefühlen ansahen, so respektierten sie doch den Willen des Königs und es ergab sich schon nach wenigen Jahren gute Nachbarschaft. Allmählich wurden auch die tschechischen Namen abgeschliffen, aus Marek wurde Marck, aus Schlossarek Schlossrad, aus Macai Maschek



Auf Glaubens- und Lebensgemeinschaft im Geiste der böhmisch-mährischen Brüder, also auch im Sinne des Amos Comenius, wurde besonderer Wert gelegt. Während des Sieben-jährigen Krieges drangen Kosaken in das böhmische Nixdorf ein und nahmen die Brüder Vejsprachtich und Hnatel ein Stück Weges als Voten mit. Nebel mißhandelt lehrten sie wieder zurück. Als der Minister Friedrich II. Herzberg Gutsherr von Briß und Nixdorf wird, wurden Wege und Straßen angelegt und die Zucht von Seidenraupen eingeführt. Erst 1874 wurden das böhmische und das deutsche Nixdorf vereinigt und 1899 als „Neußölln“ Berlin eingeleitet.

Verschwunden ist das *Cestá hospoda* in der Richardstraße, in dem einst fünf Elok-wagen, die mit Rattenfallen handelten, an Kohलगasen erstickten. Großstädtischer Betrieb verdrängte die Landwirtschaft, verdrängte auch die tschechische Sprache, die nur noch in einigen Weibgesängen, wie „*Čas radošti*“ fortlebt. Auf dem „*Palouček*“ wurden die Feste im Freien gefeiert. Bis vor wenigen Jahren zog die Gemeinde am Ostermorgen „*za branou*“ — die Frauen mit dem historischen Kopfschub — zu dem böhmischen Gottesacker, auf dem die Nachkommen der Böhmischen Brüder aus Hel-manic und Rottwasser schlummern.

Der Eßkorb

Nun er schon den zweiten Tag im Bett lag, nicht schlafend, sondern nur vor sich hin-dösend und träumend — die Ernährungswissenschaftler hatten festgestellt, daß man in dieser Lage die wenigsten „Kalorien“ verbraucht —, entdeckte er plötzlich, daß sein kühler, klarer Verstand, der die Grenzen seiner Macht und Ohnmacht leider so gut einsehen gelernt hatte, nun zu denselben Hilfsmitteln griff, die er schon als Knabe angewendet, wo er diese Grenzen eben noch nicht kannte: daß er sich in Wachtträume flüchtete! Schon damals war es so gewesen, daß sein dürftiger kleiner Bubenkörper seinen Hunger in herrlichen Phantasien auslebte, daß er im Bett vor dem Einschlafen von Genüssen träumte und alle die guten Dinge, die er auf den Strahlen in den Schaufenstern sah, souverän in Besitz nahm.

Damals stand neben seinem Bett ein alter wackiger Stuhl, auf den er seine Kleider hängte. Die Sitzfläche war von Farbe ganz abgerieben und zeigte längs der Faserung des Holzes tiefe Rillen. Unter diesem armseligen Stuhl stellte er sich das Fischleindeddy aus dem Märchen vor. Es hatte von allen immer den stärksten Eindruck auf ihn gemacht, vielleicht weil in seiner entbehrungsreichen Kindheit die Genüsse, die es versprach, so unbekannt und unerfüllbare Wunder waren. Er sah den wackigen Stuhl andächtig an und dachte nach, was er sich nun alles wünschen würde. Und dann ließ er die Herrlichkeiten aufmarschieren und lebte sich so intensiv hinein, daß er sich nur schwer wieder in der dürftigen Wirklichkeit zu recht fand.

Diese Wachtträume tauchten nun plötzlich nach Jahren wieder auf. Wohl, weil sie der gleichen dunklen Not in ihm entsprangen. Es tat so gut, zu liegen, jeden Widerstand aufzugeben und die Flucht in die Traumwelt anzutreten.

Freilich, das Fischleindeddy von damals war längst alter Bodentram geworden. In seinem Alter ließ sich die Wirklichkeit nicht völlig ausschließen. Aber konnte es nicht noch andere, realere Fischleindeddy geben?

Zum Beispiel: es klopfte an der Tür. Er sagte mit nachlässiger Stimme: „Herein!“ Da öffnete sich die Tür und herein trat ein Kellner in blütenweißem Rock mit einem großen Tablett auf dem Arm. Er verneigte sich höflich und sagte: „Hier bringe ich das bestellte Menü, bitte, wohin darf ich es placieren?“ Worauf er erkannt antwortete: „Ich habe nichts bestellt!“ — „Es ist für den Herrn bestellt worden!“ — „Wer hat das getan?“ Der Kellner machte eine diskrete Handbewegung: „Das weiß ich nicht, ich bin beauftragt, es hier abzugeben.“ — „Gut, dann stellen Sie es hier auf den Tisch!“ Dann griff er nach der Geldbörse, um sie nach einem Trinkgeld abzufuchen, obwohl er wußte, daß er keinen Groschen drinnen hatte. Aber der Kellner machte wieder jene diskrete ablehnende Handbewegung, verbogte sich und sagte: „Es ist alles in Ordnung. Wünscht dem Herrn wohl zu speisen!“ Und ging.

Nun stand also dort auf dem Tisch ein großes Tablett mit Speisen. Der angenehme Duft zog herüber und stach ihm in die Nase. Er zog die Stirn kraus und dachte nach, was er sich wohl auf diesem Tablett wünschen sollte. Ja, ein tiefer Teller kräftiger Rindsuppe mußte dort stehen und Fleisch und Salat und Weilspeisen und herrliches Obst, Butter und Käse und sogar der schwarze Kaffee durfte nicht fehlen. Auf so einem Tablett konnte schon eine ausgiebige Menge Platz haben. Aber, Herr des Himmels, wie sollte sein geschwächter

Magen damit fertig werden! Den zweiten Tag hatte er schon nichts im Leib (sein Magen krampfte sich zusammen), nein, man mußte da sehr vorsichtig zu Werke gehen. Er würde sich vorerst nur die Suppe gönnen dürfen.

Um, und wer sollte das für ihn bestellt haben? Er kannte niemanden, der sich darum sorgen würde. Wer sollte dahinterstehen? Eine Unbekannte, die ihn aus der Ferne verehrte. Aber, Himmel, was sollte schon an einem armen Teufel wie er zu verehren sein? Nun, das war Gleichgültigkeit, man konnte verehren, wenn man wollte. Liebe war ja oft etwas Irrationales. Also, es gab diese Unbekannte. Um, sah das nicht wirklich ziemlich schief aus, daß sie es da gleich mit einer regelrechten Abfütterung bei ihm versuchte? Nein, damit würde sie kein Glück haben; schließlich hatte man doch auch seinen Stolz. Da mußte sie es schon anders anfangen.

Vielleicht ging es so: Es klopfte. Und auf seine Aufforderung trat ein Dienstmann ein, der einen großen verüllten Gegenstand in der Hand trug. „Schamter Diener, gnä Herr, das soll i da abgeben!“ Diesmal war er nicht mehr verwundert, sondern suchte wieder nach seiner Geldbörse. Und wie der Kellner vorhin, machte auch der Dienstmann eine diskret ablehnende Handbewegung und sagte: „Is schon erledigt, gnä Herr! Schamter Diener!“

Und dann schälte er aus den Papierhüllen den geheimnisvollen Gegenstand. Es war ein großer schöner Eßkorb aus einer Feinstoffhandlung, mit den herrlichsten Dingen gefüllt. (Er sah einmal im Theater bei einer Premiere, wie ein Star einen solchen Korb bekam.) Und mitten drin saß ein Märchen, auf dem nicht stand als: „Von einer unbekanntem Freundin.“

Das ging, das war nicht schief. Wenn ein Star einen solchen Korb empfangen konnte, dann konnte er es auch.

Er machte einen Uberschlag, wie er sich die Sachen für die folgenden Tage einteilen würde. Aber dann ruzelte er unzufrieden die Stirn: Der Korb war allein so viel wert, daß er acht oder vierzehn Tage davon leben hätte können! Und wozu Schinken und Käse, wo er am Nordürftigsten Mangel litt! Pure Verschwendung! Das wirkte aufreizend und er rief der Unbekannten, solche Lasten lieber zu lassen!

Er warf sich gähmend auf die Seite und grinst über seine Phantasien. Sie standen denen seiner Knabenjahre nicht nach.

„Poch, poch, poch!“

Ja, geseht den Fall, wenn es klopfte. (Es klopfte immer in seinen Wunschträumen!)

„Poch, poch, poch!“

Aber es klopfte doch wirklich. „Herein!“ sagte er ein wenig verwirrt. Richtig, er hatte doch abgeschlossen. Er griff nach seinen Kleidern und dann ging er öffnen.

Vor der Tür stand kein Kellner und kein Dienstmann, sondern eine dicke behäbige Frau, in weißer Schürze, eine Strohtasche am Arm, aus der eine dicke Wurst lugte. „Entschuldigen S' schon“, sagte sie, „Ihner Hausmeister schickt mich her, nämlich, ich bin die Selcherin vom Ed.“ (Richtig, jetzt erkannte er sie.) Er öffnete die Tür ganz und ließ sie eintreten.

Sie setzte ihre Erklärung fort. „Ja wissen S', das is nämlich so: Ich hab a Schwester, die is vor zwanzig Jahr nach Amerika gangen und hat dort gheirat und hat Kinder. Und alle paar Jahr amol hat i' mir halt geschrieben, an ausführlichen Brief, und ich hab ihr wieder geschrieben. Und gestern auf amol, da krieg ich an Brief, der is net deutsch, sondern englisch. Und da fürcht ich halt, meiner Schwester is

was passiert, denn ihre Kinder können ja net Deutsch und die haben mir wahrscheinlich geschrieben. Stellen S' Ihnen vor, wie mir is, da hab ich seit gestern den Brief in der Hand und weiß net, was drin steht. Ihner Hausmeister hat mir geraten, ich soll zu Ihnen gehn, Sie haben in einem Büro arbeit und können Englisch.“

Er nickte. Ja, er könne Englisch und werde ihr den Brief gern übersetzen.

Er hatte sich, wie er so vor ihr stand, ein wenig schwach und wackig auf den Beinen gefühlt, war ungewaschen, unrasiert, ohne Hemd tragen. Aber als er das Papier zwischen den Fingern fühlte und die wohlvertrauten Worte sah — all das roch und schmeckte ein wenig nach Arbeit —, da verschwand das Hunger- und Schwächegefühl, er vergah die kindischen Phantasien von vorhin, sein Gesicht nahm einen konzentrierten Ausdruck an und er begann die Uebersetzung.

Sie hatte richtig geraten, die Schwester in Amerika war wirklich gestorben und der Brief enthielt eine lange Krankengeschichte. Die Frau Selchermeisterin wischte sich die Augen und er mußte ihr den Brief dreimal vorlesen. Aber damit war seine Mission nicht beendet, denn nun sollte er noch eine ebenso ausgiebige englische Rückantwort schreiben.

Als er fertig war, fragte ihn die Frau Selcherin, was er bekomme. Er war verlegen. Da legte sie drei fettige Schilling auf den Tisch, griff nach ihrer Tasche und sagte, sie habe noch etwas aus dem Geschäft mitgebracht, „weil man das heut in jedem Haushalt brauchen kann“. Und damit kramte sie Würste, Selchfleisch und Sped aus der Tasche.

Als sie gegangen, starrte er verzückt darauf nieder. Also wirklich die Verehrerin mit dem Eßkorb! Nein, viel herrlicher, selber verbient!

Im ersten Impuls wollte er sich wie ein hungriger Wolf auf die Speisen stürzen. Aber ein eigenes Gefühl hielt ihn zurück. Nein, er wollte sich vorerst waschen, rasieren und den einzigen reinen Hemdtragen umbinden.

d. J.

Der König der Bettler

Auf der Stadionstraße in Wien fixiert mich ein älterer Herr schon von weitem. Er steuert genau auf mich zu. Fest richtet er seinen Blick auf mich und läßt mich nicht mehr aus den Augen. Kurz vor mir bleibt er stehen.

„Fünf Drachmen, bitte“, sagte er in firengem Ton.

Ich bin wie aus allen Wolken gefallen. „Wie, bitte?“

„Sie sind zwar ein Fremder, das sehe ich Ihnen an, aber Sie verstehen doch griechisch. Also, fünf Drachmen.“

„Ich verstehe zwar griechisch, aber ich verstehe Sie nicht.“

„Sie haben doch einen Beruf, nicht wahr? Es geht Ihnen doch nicht schlecht. Ich sehe es doch.“ Und dabei mustert er mich von oben bis unten. „Und mir geht es absolut nicht gut. Was sträuben Sie sich denn da noch? Herr, geben Sie mir meine fünf Drachmen.“ Und als ich immer noch zögere: „Sehen Sie denn nicht, daß sich schon Neugierige ansammeln? Blamieren Sie mich nicht.“

Eigentlich bin ich etwas erbost über diesen Ueberfall. Seit wann schreiben einem die Bettler vor, wieviel man geben muß. Der alte Knabe bemerkt mein Zögern. „Sehen Sie, was sind denn schon fünf Drachmen. Ein Kaffeeden,

Und ich flehe . . .

Alle Worte werden leer,
wenn ich es Dir sagen will.
Denn es ist so groß und schwer,
Und mein Mund bleibt still.

Sieh, ich falte meine Hände,
senk vor Dir den Blick.
Und ich flehe, daß ich's fände,
daß es nimmer mir entschände,
lang erhofftes Glück.

Erich Burger.

ein Brechelchen, ein Zigarrenchen und huch sind sie auch schon weg. Vergönnen Sie mir das nicht, Herr?"

Ich greife in die Tasche. „Hier haben Sie zwei Drachmen, die werden es auch tun.“

„Nein, fünf“, sagt er energisch und übersticht dabei geflissentlich meine Hand.

Es haben sich nun schon allerhand Leute angefamelt. Um der peinlichen Situation zu entgehen, erlege ich den geforderten Tribut und schide mich zum Gehen an.

„Nun, Barba Kosta, haste wieder ein Opfer erwischt?“ ruft lächelnd einer der Umstehenden.

„Von Dir, Du Habenchichts, werde ich bestimmt nichts bekommen“, erwiderte wütend der Bettler. „Und wenn auch. Wie hoch soll ich Dich denn schon einschätzen? Mit zwanzig Lepia? Und die kannst Du einem Schnorrer in die Hand drücken, aber nicht mir. Wenn solche Herren nicht wären“, und dabei deutete er auf mich, „fremde Herren, dann wäre ich längst verhungert. Was seid Ihr Athener überhaupt für eine Vagabunde. Habt nun bald eine Million Bürger in Euren Mauern wohnen und seid nicht einmal imstande, einen einzigen armen Greis anständig zu ernähren. Schämt Euch was.“

Er grüßt mich lächelnd und huldvoll und steuert, ohne von den Neugierigen, die inzwischen eine beträchtliche Zahl erreicht haben, weiter Notiz zu nehmen, quer über die Straße einem Kaffeehaus zu.

Dr. Billy Meyer-Gonzath.

Alte Anekdoten

Zwei Arme unterhielten sich über die Revolution. Der eine: „Das ist nun die große Frage der Fragen: Aristokrat oder Bürger, wer ist von besserem Geblüt?“ Der andere: „Das beste Blut muß der Arme haben, denn alle wollen davon!“ (Quers in Italien, um 1800.)

Ein französischer Chasseur prügelte einen deutschen Bauern, der seinen Spatopf retten wollte. Der Oberst des Regiments kam dazu und fragte, was es gäbe.

„Herr Oberst“, antwortete der Soldat, „der unterschämte Hund will uns sein Geld fehlen!“ (In Baden 1809 aufgefunden.)

„O Herr Pfarrer, ich wünschte, ich könnte mein Geld mitnehmen“, sagte der reiche Mann, als er zum Sterben kam.

„Lieber nicht“, antwortete der Geistliche, „es möchte Ihnen schmelzen!“ (Spanien, um 1810.)

Ein Dieb wurde zum Galgen geführt. Man fragte, ob ihn der Diebstahl reue.

Er antwortete: „Und ob es mich reut, daß der Diebstahl nicht wenigstens so viel eingebracht hat, die Richter bestechen zu können!“ (Wien, 1820.)



Copyright P. I. B. Boré Copenhagen



Adamson ist unvorsichtig

Der sozialkritische Schriftsteller Johnson war zur Befähigung der Manuskripturen von Barwid eingeladen. Ein Fabrikant machte die Führung.

„Hier sehen Sie Stoffe für Italien, hier für Deutschland, hier für Amerika, dort drüben für Ostindien, die dort sind fürs Kapland bestimmt . . .“

Hier unterbrach Johnson, der wohl bemerkt hatte, wie die Arbeiter der Weberei nur mit Lumpen bekleidet umherliefen, den Erklärer mit den Worten: „Aber nun kommen Sie doch zum Wichtigsten: wo sind denn die Stoffe für Barwid?“

Ein Reicher, der nicht wußte, wie er sein Geld sicher genug verwahren könne, kam auf folgenden Einfall: Er ließ sich in seiner Wohnung einen Hausaltar errichten, unter dem Kreuzförmig brachte er ein Geheimschloß an, in das er das Geld legte, an die Stirnseite des Faches aber schrieb er die frommen Worte: „Dominus est in ipso loco!“ (Der Herr ist an diesem Orte.)

Ein Dieb jedoch fand den Schatz, nahm ihn an sich und schrie an den Kasten: „Surrezit, non est hic!“ (Er ist auferstanden und nicht mehr hier!)

(Vielfach zitierte deutsche Anekdote, taucht zum erstenmal in der Anekdotensammlung des Verfähermönches Joh. Bauß [Strasbourg 1522] auf.)

Zur Besinnung!

Es hat uns eine irre Zeit geboren —
Groß ist sie nicht, doch von Komplexen voll;
Der Größenwahn hat seinen Laß verloren
Und so gebärdet er sich nackt und toll.

Nur eine Handvoll sind's, die Antheil speien,
Doch Millionen drohen Not und Tod!
Will sich die Menschheit ew'ger Schwäche
zeihen?

Erspäht die Niesenqual kein Morgenrot?
P. S.

„Wie hoch schätzen Sie meinen Wert?“ fragte ein Proh einen Armen, „überlegen Sie sich genau, wieviel bin ich wert?“

„Herr, wenn ich mir's genau überlege — 800 Louis!“ — „Was? soviel ist ja schon der Ring hier an meinem Finger wert!“ — „Den schlug ich schon dazu, Herr!“

(Frankreich, um 1830.)

Ein Vater ging mit seinem Sohn an einem Galgen vorbei.

„Was ist das für eine Stellage?“ fragte der Kleine.

„Es ist ein Galgen, daran hängt man die armen Sünder.“

„Und die Reichen, woran hängt man die?“ fragte der Kleine. (Oesterreich, um 1820.)

Die Inhaber der Weltfirma Fettmann, die Brüder August und Wilhelm Fettmann, trugen je zwei Zentner. „Sie werden von Tag zu Tag bieder“, sagte man zu August Fettmann, „Sie sollten sich mehr Bewegung machen!“

„Nach' ich mir“, erwiderte August Fettmann, „ich gehe dreimal täglich um meinen Bruder herum!“ (Hamburg, um 1830.)

Zwei Damen unterhielten sich. „Die Ofterzeit ist nahe“, sagte die eine, „das fordert zum Nachdenken auf. Wir sind große Sünderinnen, was werden wir tun?“

Erntten Tones erwiderte die andere: „Wir werden unsere Bedienten fasten lassen!“

(Populärer französischer Witz, zuerst um 1830.)

„Weißt Du, warum die reichen Leute Armen aus dem Volke nehmen?“ — „Um ihre Frauen zu schonen!“

„Nein, sie tun es, damit die Kinder der Reichen beizeiten lernen, den Armen das Blut anzufaugen!“

(Italienisch, um 1830.)